

## Aktuelle Forschungs- und Medienprojekte

- \* **Mediensozialisation und Medien-  
erziehung in Familien in belasteten  
Lebenslagen**
- \* **E-Plagiate und internetbasierte  
Plagiatsdetektion**
- \* **Transkription von Video-Eigenproduk-  
tionen mit dem System der Feldpartitur**
- \* **Dokumentarfilmarbeit mit Senioren**

### Mediensozialisation und Medi- enerziehung in Familien in be- lasteten Lebenslagen – Methodologische Überlegungen und erste Ergebnisse einer quali- tativ-explorativen Studie in Anleh- nung an die Grounded Theory Methodologie

KATRIN SCHLÖR

#### Abstract

Das Promotionsprojekt von Katrin Schlör (geb. Berger) analysiert die Bedingungen und Formen der Mediensozialisation und der Medienerziehung in Familien mit Grundschulkindern in belasteten Lebenslagen. Methodologisch lehnt sich das qualitative Forschungsprojekt an die Grounded Theory an und integriert Gruppen- und Einzelinterviews sowie visuelle Forschungsmethoden<sup>1</sup>. In Ausgabe 13/2010 wurde bereits ein kurzer Überblick über den Stand der Forschung zum Feld „Medien und Familie“ gegeben (vgl. Berger 2010a). Seither fand die Bedeutung von Mediensozialisation und Medienerziehung in der Familie in der Medienpädagogik verstärkt Beachtung, wie bspw. Sonderausgaben der medien + erziehung (vgl. merz 2010) oder der Computer + Unterricht (vgl. COMPUTER + UNTERRICHT 2010) zeigen. Dennoch bestehen immer noch erhebliche Forschungslücken im Bereich der produktiven Medienpraxis in Familien sowie in Bezug auf intergenerative Medienbildungsprozesse zwischen der Eltern- und der Kindergeneration. Auch Forschung mit Familien in belasteten Lebenslagen ist nach diesen neuerlichen Studienergebnissen weiterhin als großes Desiderat zu bezeichnen.

Folgende Forschungsfragen stehen im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses des Forschungsprojektes:

- Wie gestalten sich Medienerziehungs- und Mediensozialisationsprozesse in Familien in belasteten Lebenslagen? Inwieweit findet in diesen Familien hierbei eine Anregung zu produktiver und intergenerativer Medienpraxis statt?

- Welche Bedeutung hat die elterliche Medienbiografie für die familiäre Medienpraxis? Welche (geschlechtsspezifischen) Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster bezüglich Medien werden innerfamilial reproduziert?
- Wie lassen sich durch intergenerativ-produktive Medienpraktiken familiäre Medienbildungsprozesse anregen? Welchen Beitrag leisten diese Praktiken für das doing family<sup>2</sup>?

#### Eine Studie in Anlehnung an die Grounded Theory

Der methodologische Bezugsrahmen des Projektes orientiert sich an dem Forschungsdesign der Grounded Theory, welche 1967 von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss erstmalig unter dem Titel *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research* beschrieben wurde. Bei der Grounded Theory Methodology (im Folgenden abgekürzt: GTM) basiert die Theorieentwicklung auf Grundlage der im Forschungsprozess gewonnenen Daten und nicht auf logisch-deduktiven hypothetischen Vorannahmen. Auf diesem Verständnis von „Theorie als Prozess“ baut das gesamte Erhebungs- und Analyseverfahren auf. Datenerhebung und Auswertung verlaufen in der GTM parallel. Die im Entstehen zu begreifende Theorie bestimmt, welche Daten als nächstes erhoben werden und wo sie zu finden sind (vgl. Glaser/ Strauss 2008, S. 12ff.). Als Verfahren der *sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, der Lehre vom Verstehen und Deuten alltagsweltlicher Texte und Symbolisierungen, ermöglicht die GTM eine Entwicklung von Theorie aufgrund der im Forschungsverlauf in Interaktion mit den Forschungssubjekten gewonnenen Daten. Die Theorie ist folglich „grounded“, also „gegenstandsgegründet“ (vgl. Breuer 2009, S. 39). Die beiden Begründer der Grounded Theory, Glaser und Strauss, betonen stets das Verständnis von Theorie als unfertiges Produkt, das immer in der Phase der Entwicklung verbleibt und nie als abgeschlossen betrachtet werden kann. Lediglich ein prozessuales Verständnis von Theorie wird der Wirklichkeit sozialen Handelns gerecht (vgl. Glaser/ Strauss 2008, S. 41). Krotz beschreibt die Empirische Forschung als einen regelgeleiteten *Lernprozess der Forscherin und des Forschers*, der zielgerichtet, prob-

lembezogen, systematisch, datengestützt und dokumentiert ist. In einem Dialog mit der Wirklichkeit gelangt sie bzw. er durch eine Erweiterung, Verbesserung und Vertiefung des Vorverständnisses zu immer größerem Wissen (vgl. Krotz 2005, S. 11ff.). Dieses *Vorwissen*, das aus Meinungen, Grundhaltungen, Vorurteilen oder auch wissenschaftlichen Ansichten besteht, gilt es stetig zu reflektieren und zu verbessern. Vereinfacht dargestellt wird diese Vertiefung durch einen zirkulären Prozess erreicht, in dem das Vorwissen durch Datenerhebung und -auswertung zu einer Beschreibung und Theorie weiterentwickelt wird (vgl. ebd., S. 126f.). Dieser Ablauf erinnert an die Gedankenfigur des *hermeneutischen Zirkels*. Bei der spiralförmigen Erkenntnisbewegung vollzieht sich ein Kreisprozess zwischen dem Vorverständnis und der Deutung der empirischen Daten. Diese beiden Wissensbestände bedingen sich gegenseitig und dienen in jeder Spiralumrundung als Ausgangspunkt für das erweiterte Wissen. Dabei leitet in jedem Durchgang das Vorwissen die Ereignisdeutung, welche wiederum stets das Vorwissen verändert und vergrößert (vgl. Breuer 2009, S. 48). Auch der Forschungsprozess der GTM lässt sich als spiralförmig angelegte Folge von Schritten beschreiben. Die anfängliche Forschungsfrage führt den Wissenschaftler in die Spirale hinein, wo der oben beschriebene Ablauf beginnt. Dieser Prozess besteht aus drei Aktivitäten, welche unaufhörlich aufeinander folgen. Zunächst werden die Forschungspartner ausgewählt und die Daten erhoben, bevor diese analysiert werden und letztlich aufgrund der Ergebnisse eine Theorie entwickelt wird, die dann in weiteren Spiralumkreisungen getestet, verworfen, ausgebaut und verfestigt wird (vgl. Krotz 2005, S. 167ff.).

#### *Das theoretische Sampling*

Der Auswahl der Forschungspartner kommt in der GTM eine besondere Stellung zu. Anders als in der quantitativen Forschung zielt diese jedoch nicht auf Repräsentativität ab. Die Untersuchungspartner werden vielmehr gezielt aufgrund bestimmter Merkmale ausgewählt. Das Konzept, nach dem Personen ausgesucht werden, nennt sich „*theoretical sampling*“. Hierbei bildet sowohl die Forschungsfrage als auch die bis zu diesem Zeitpunkt entwickelte Theorie die Leitlinie für die weitere Auswahl der Studienteilnehmer. Die Stichprobe wird folglich abhängig vom Forschungs- und Wissensstand des Forschenden sukzessive und prozessbegleitend erweitert (vgl. Breuer 2009, S. 57f.; Krotz 2005, S. 191). Bei der Stichprobensammensetzung spielt die konzeptuelle Relevanz<sup>3</sup> eine Rolle. Das bedeutet, dass es für die Auswahl entscheidend ist, ob die Fälle das Wissen über den Forschungsgegenstand erweitern, anreichern, absichern oder verdichten können (vgl. Breuer 2009, S. 58). Obwohl das Forschungsergebnis vorläufig ist, kann nach einer bestimmten Forschungszeit und Fallzahl von einer theoretischen Sättigung gesprochen werden. Sie tritt ein, wenn sich in den

Daten keine neuen Theorien finden lassen. Vor diesem Abbruchkriterium kann der Spiraldurchlauf jedoch stets durch neue kontrastierte Fälle aufgefrischt werden, welche weitere Konzepte in den Forschungsprozess einbringen und so die im Entstehen zu begreifende Theorie auf immer neue Proben stellen, verändern und verfestigen (vgl. Krotz 2005, S. 167ff.).

#### *Das Forschungsdesign*

Wurde in der Anfangsphase des Projektes noch von drei Erhebungsphasen, die eine Workshop-Konzeption und begleitende medienpädagogische Praxisforschung beinhalteten, ausgegangen<sup>4</sup>, so verdichtete sich der Arbeitsplan im Laufe des ersten Jahres auf nunmehr zwei Phasen. Dieser Schritt diente zum einen der Komplexitätsreduktion und Fokussierung auf den primären Forschungsgegenstand, zum anderen schaffte er eine stabilere Planungssicherheit und realistischere Ressourceneinteilung innerhalb des Arbeitsprogramms.

In *Erhebungsphase I* des Projektes steht ein explorativer Zugang zum Feld „Familien in belasteten Lebenslagen“ im Mittelpunkt der Forschung. Obwohl diverse Studien die hohe Wichtigkeit von Geschwisterbeziehungen für die Mediensozialisation von Kindern betonen (wie bspw. Wagner 2008), fokussieren Forschungsprojekte im Bereich „Familie und Medien“ häufig auf lediglich ein Kind in der Familie (vgl. bspw. Schoett 2009; Paus-Hasebrink/Bichler 2008). Ein weiterer Trend in Forschungsarbeiten zu Familien ist die Anwendung von Einzelinterviews. Begreift man Medienhandeln jedoch als soziales Handeln (vgl. Niesyto 2009a, S. 10) und den Umgang mit Medien nach Barthelmes und Sander als „ein Gemeinsames der Familie“ (Barthelmes/ Sander 1997, S. 43), so liegt es nahe, mit Forschungsmethoden zu operieren, welche die ganze Familie einschließen und diese somit als soziale Einheit begreifen. Bereits in der Vorstudie zu dem Dissertationsprojekt (vgl. Berger 2010b) wurden positive Erfahrungen mit Gruppengesprächen gemacht, die insbesondere kollektive Bedeutungszuweisungen und die gemeinsame Rekonstruktion der familialen Wirklichkeit erfahrbar machten. Eine ergiebige Methode zur Datensammlung in Gruppen ist nach Flick das „Gemeinsame Erzählen“, welches in der Familienforschung fruchtbare Erkenntnisse über die soziale Wirklichkeit von Familien liefern kann (vgl. Flick 2007, S. 248). Die Methode des „Gemeinsamen Erzählens“, erstmalig ausführlich dargestellt von Bruno Hildenbrand und Walther Jahn (vgl. Hildenbrand/ Jahn 1988), ist stark durch erzählende Elemente gekennzeichnet und in Abgrenzung zu Interviews den narrativen Erhebungsmethoden zuzuordnen. Die Forscher beobachten im Rahmen von familien-geschichtlichen Gesprächen, dass neben der inhaltlichen Ebene, auf der die Gesprächspartner über ihre Wirklichkeit berichten, Interaktions- und Sinnbildungsprozesse eine wichtige Bedeutung einnehmen. Auf dieser zweiten Ebene konstruieren und strukturieren die Beteiligten ihre Wirklichkeit in

situativen Handlungen stetig neu. In den Erzählungen werden „Aspekte familienspezifischer Weltsichten“ zum Ausdruck gebracht, die den Alltag der Familien strukturieren. Familiengeschichten sind zu begreifen als „einzelne unverbundene Geschichten, in denen die Gesamtheit, oder die Struktur einer Familie verdichtet zum Ausdruck kommt“ (Hildenbrand/ Jahn 1988, S. 204). Betrachtet man Familie als Milieu und folglich als „Gesamtzusammenhang von habituell handelnden Individuen“, so verbindet diese ein gemeinsames Familiengedächtnis, bestehend aus Gewohnheiten und Denkweisen, Haltungen etc., welches die Gruppe intakt zu halten versucht (vgl. ebd., S. 203ff.). Das Institut für Medien und Bildungstechnologie bezeichnet die Methode des „Gemeinsamen Erzählens“ auch als „Familiengeschichtliches Erzählen“. Bei dem Gespräch, das im Optimalfall in dem Zuhause der Familie stattfindet, nehmen sich die Forscher bewusst zurück, können aber im Anschluss an die Narration Verständnis- und Kontrollfragen stellen. Die Methode beschreibt das Institut als sehr ressourcenintensiv, da neben dem Gespräch auch ausführliche Beobachtungsprotokolle angefertigt werden (vgl. Institut für Medien und Bildungstechnologie – Mediendidaktik 2009). In den Gesprächen im Rahmen des beschriebenen Promotionsprojektes, welche bei den Familien zuhause durchgeführt wurden, füllten die Forschungsteilnehmer ergänzend zielgruppenspezifische Fragebögen zur Erhebung der Sozialdaten und des Medienbesitzes aus und erstellten einen Mediengrundriss, der von der Familie selbst gezeichnet wurde und Aufschluss über Medienorte in der Wohnung sowie über Rückzugs- und Gemeinschaftsräume von Kindern und Erwachsenen geben soll. Im Schnitt dauerten die Erzählungen zwischen 1 und 2,5 Stunden, die Besuche in den Familien jedoch meist zwischen 2 und 3,5 Stunden.

In *Erhebungsphase II*, welche Ende 2011 startet, werden im Sinne der Kontrastierung im Rahmen des theoretischen Samplings drei bis vier Familien mit besonders ausgeprägten relevanten Merkmalen ausgewählt und intensiver begleitet. Vor dem Hintergrund des Forschungsansatzes der (Einzel-)Fallstudie soll eine möglichst dichte Beschreibung ihrer Lebensumstände, ihrer Mediensozialisation, ihrer Medien(erziehungs-)praktiken und Medienbildungsmomente erfolgen. In Ergänzung zur Grounded Theory, in welche die in Erhebungsphase II gewonnenen Daten ebenfalls eingehen, können (Einzel-)Fallstudien interessante Fälle mehrdimensional-ganzheitlich über einen längeren Zeitraum hinweg betrachten. Dies ermöglicht ein weitaus realistischeres Bild der sozialen Welt der Forschungsteilnehmer. Die (Einzel-)Fallstudie erreicht ihre dichte Beschreibung insbesondere durch die im qualitativen Paradigma in besonderem Maße geforderte Gegenstandsangemessenheit (vgl. Lamnek 2005, S. 298ff.). Dies bedeutet, dass im Unterschied zur quantitativen Forschung, wo

die Methode die Grenzen des Gegenstandes und der Forschungsfragen bestimmt, diese in der qualitativen Forschung umgekehrt die Forschungsmethode begründen. Die Methoden werden folglich ausgehend vom Gegenstand in den Forschungsprozess integriert, gegebenenfalls verbessert und verändert, bis sie ein optimales Werkzeug zur Beantwortung der Forschungsfragen darstellen (vgl. Flick/ von Kardorff/ Steinke 2008, S. 22f.). Es ist geplant, neben diskursiven Methoden, wie Interviews, auch visuelle Forschungsmethoden einzusetzen. Denkbar ist hierbei die Interpretation von Eigenproduktionen<sup>5</sup> der Familien(-mitglieder) sowohl aus dem familienhistorischen Bereich (bspw. bestehende Familienfotos oder Tonaufnahmen der Kinder etc.) als auch Medienproduktionen, die im Rahmen der Erhebungssituation entstanden sind (bspw. Beobachtungsdokumentationen von gemeinsamen Medienpraxissituationen, Erinnerungstagebücher etc.). In der Abteilung Medienpädagogik der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg wurden bereits sehr positive Erfahrungen mit dem Einsatz von visuellen Erhebungsmethoden gerade in der Arbeit mit Kindern und Erwachsenen gemacht (vgl. bspw. Holzwarth 2008; Niesyto/ Holzwarth/ Maurer 2007). An diese Tradition möchte das Forschungsprojekt anknüpfen und neue methodologische Impulse in diesem Bereich liefern.

### Von der „sozialstrukturellen Benachteiligung“ zur „belasteten Lebenslage“

Wurde zu Beginn der Dissertationsphase noch mit dem Begriff der sozialstrukturellen Benachteiligung argumentiert, so zeigte sich im bisherigen Laufe der ersten Erhebungsphase, dass der Forschungsgegenstand durch das Lebenslagenmodell wesentlich treffender beschrieben werden kann. Folgende Überlegungen stehen hinter dieser Entscheidung: Während *soziale Unterschiede* zunächst keine Wertung vornehmen, sondern lediglich auf Unterscheidungsmerkmale verweisen, vermitteln *soziale Ungleichheiten* nach Hradil Vor- und Nachteile. Sie beziehen sich auf Güter, die von einer Gesellschaft als wertvoll und für ein „gutes Leben“ dienlich oder gar notwendig erachtet werden. Um von sozialen Unterschieden zu sprechen, müssen diese Güter jedoch manchen Menschen in größerem Maße zur Verfügung stehen als anderen, wobei das Zugangskriterium sozialstruktureller Natur sein muss und nicht etwa auf individuellen, natürlichen oder zufälligen Kriterien basieren darf (vgl. Hradil 2006, S. 195f.). Verwehren jene Strukturen Menschen dauerhaft den Zugang zu bestimmten Gütern und wird dadurch eine anhaltende Besser- oder Schlechterstellung erzielt, so führt dies zu einem Mangel an gesellschaftlicher Teilhabe sowie zu *sozialer Benachteiligung* (vgl. Niesyto 2009a, S. 3). Böhnisch merkt kritisch an, dass das Label „sozial Benachteiligte(r)“ das Problem der sozialen Benachteiligung biografisieren, eine personale Defi-

zitbeschreibung implizieren und deren sozialstrukturelle Hintergründe verdecken kann (vgl. Böhnisch 1996, S. 264). Das *Lebenslagen-Modell* hingegen bezeichnet nach Hradil die „Gesamtheit ungleicher Lebensbedingungen eines Menschen, die durch das Zusammenwirken von Vor- und Nachteilen in unterschiedlichen Dimensionen sozialer Ungleichheit zustande kommen“ (Hradil 2005, S. 44). Es trägt folglich der Pluralität unserer Wohlstands- und Wohlfahrts-gesellschaft Rechnung und bildet unterschiedliche Lebensbedingungen in ihrer Mehrdimensionalität ab (vgl. ebd.). So zeigten die ersten empirischen Befunde aus Erhebungsphase I, dass zwar die zu Beginn teilnehmenden Familien nach unterschiedlichsten „objektiven“ Dimensionen von sozialer Ungleichheit (vgl. Berger/ Neu 2007, S. 260f.; Hradil 2005, S. 32) als sozialstrukturell benachteiligt gelten<sup>6</sup>, jedoch ebenfalls „objektive“ Faktoren von sozialstrukturellen Vorteilen vorliegen, die diese Einteilung relativieren können. Familie Schulze beispielsweise nimmt eine sozialpädagogische Familienhelferin in Anspruch, ist verschuldet, hat vier Söhne, von denen einer eine Schule für Erziehungshilfe besucht und der Vater ist saisonal bedingt über mehrere Monate des Jahres arbeitslos. Doch konnten sie aufgrund eines Nebenjobs des Vaters und seiner selbstständigen Tätigkeit in nur eineinhalb Jahren 20.000 € Schulden abgleichen. Ihre „subjektiv“ empfundene Benachteiligung stützt sich insbesondere auf eine 12-jährige Umbauphase ihres Einfamilienhauses und das dadurch resultierende psychisch stark belastete Leben auf einer Baustelle. Als interessant erweist sich in der Analyse dieser komplexen Lebensbedingungen das Konzept von Böhnisch, Lenz und Schröder, welches Lebenslagen in Relation zu materiellen, sozialen und kulturellen Bewältigungsressourcen setzt. Es geht ihnen hierbei ebenso um die gesellschaftliche und sozialpolitische Anerkennung von Lebensverhältnissen und den Spielraum, den der Sozialstaat den Individuen gewährt (vgl. Böhnisch/ Lenz/ Schröder 2009, S. 44ff.). Es ist noch zu prüfen, inwieweit sich dieses Konzept für die beschriebene Studie eignet. Aktuell findet jedenfalls der Begriff der „belasteten Lebenslage“ in verschiedenen Publikationen und Studien der Sozialberichterstattung, bspw. des 13. Kinder- und Jugendberichtes (vgl. Deutscher Bundestag 2009, S. 9), vermehrt Verwendung.

Eine jede empirische Untersuchung steht und fällt mit dem *Zugang zum Forschungsfeld*. Paus-Hasebrink und Bichler beschreiben in ihrer Studie mit vergleichbaren Forschungsteilnehmern einen sehr erschwerten Kontakt zu betroffenen Familien (vgl. Paus-Hasebrink/ Bichler 2008, S. 138ff.). Da eine Forschung im Rahmen der Grounded Theory jedoch – wie bereits beschrieben – ein sukzessives Sampling voraussetzt, konnten mit Hilfe von Multiplikatoren in einer Familienbildungsstätte sowie dem Sozialen Dienst drei Familien gefunden werden, welche den Einstieg ins Feld ermöglichten.

Anhand der Analyse-Ergebnisse der ersten Gespräche konnten nun Merkmale identifiziert werden, die im Sinne des erläuterten Konzepts des theoretischen Samplings das Potenzial boten, sich kontrastierend oder absichernd auf erste Theorieannäherungen auswirken zu können. Waren zu Beginn der Erhebungsphase noch explizit jene „objektiven“ Faktoren ein festes Kriterium für das Sampling, so zeigte sich über die Fälle hinweg die Dominanz des „subjektiven“ Empfindens von Benachteiligung bzw. Belastung. Unter Rückbindung auf erste Ergebnisse (siehe nächstes Kapitel) wurden die Merkmale für kommende Forschungsteilnehmer immer spezifischer. Da jedoch mit zunehmend feinmaschigeren Anforderungen an das Sampling sowie zeitlichen Verzögerungen aufgrund der institutionellen Strukturen verschiedenste angesprochene Einrichtungen nur bedingt Kontakte vermitteln konnten, wurde der weitere Zugang über berufliche und private Kontakte generiert. Wichtig ist in diesem Zusammenhang zu betonen, dass keine der teilnehmenden Familien zuvor der Forscherin bekannt waren. Der erste Kontakt erfolgte im Rahmen der Studie.

### **Erste Ergebnisse – Intergenerative Medienpraxis als Grundlage für doing family**

Die Recherchen zum Thema Familie und Familienformen verdichteten sich zunehmend auf das Konzept des *doing family*, welches Familie als eine performative Gemeinschaft begreift, die sich tagtäglich im Rahmen von alltäglichen Herstellungsleistungen neu als Familie konstituiert. Diese „Arbeit“ bedarf Zeit für Gemeinschaft und Routine, Voraussetzungen, die in Familien in belasteten Lebenslagen nicht zwingenderweise vorhanden sind. Zu diesen Inszenierungen von Familie und Ritualen, in denen *doing family* betrieben wird, gehören unweigerlich Medien. Häufig kommt es in diesem Zusammenhang zu überhöhten Erwartungen der Gesellschaft an Familien, die leicht in Defizitzuweisungen und journalistisch inszenierten Begrifflichkeiten wie „Medienverwahrlosung“ münden, vielfach in Bezug auf so genannte „Unterschichtfamilien“ (vgl. Lange 2010, S. 13f.). Von diesem defizitären Blick auf Medien in der Familie soll in diesem Projekt Abstand genommen und stattdessen die familiäre Medienpraxis unvoreingenommen und ressourcenorientiert betrachtet werden. Erste Ergebnisse zeigen, dass insbesondere der intergenerativen sowie produktiven Medienpraxis in Familien in belasteten Lebenslagen ein hohes Potenzial für Prozesse des *doing family* zukommt. Was in ersten Projektbeschreibungen als familiäre Identitätsbildung umschrieben wurde, kann nun mit dem Begriff des *doing family* treffender und facettenreicher gefasst werden.

Eine Alltagspraxis, die hohe Bedeutung für die im Rahmen des *doing family* vermittelten kulturellen

und sprachlichen Bildungsleistungen hat, ist nach Lange das „Lernsetting“ des gemeinsamen Einnehmens von Familienmahlzeiten (vgl. Lange 2007, S. 45). In der deutschen Kultur sehr stark normativ verortet ist die gemeinsame Familienzeit zu Tisch. Frau Covo, alleinerziehend mit zwei Töchtern, leidet sehr unter den Individualisierungstendenzen ihrer Familie und dem für sie damit einhergehenden Werteverfall. Jede ist in ihre spezifischen Anforderungen und Verpflichtungen eingebunden, die das gemeinsame Essen und am Tisch Sitzen mit der Familie behindern.

**Frau Covo:** [...] des geht net, die eine hat DA aus, die andere hat DA aus, die hat da DES, die hat da DES (-) ICH muss scho wieder ans nächschte denken (-) oder hab dann, dann ham die manchmal so spät schule aus, dass i sag, mensch i kann gar nimmer so lang warta jetzt mit essa, i muss gschwind was essa und hab wieder koin hunger bis die zwoi kommat, danach gehts dann glei wieder weiter (-) s familienleben so an sich (-) [wo gibts denn des heut no?]

**Miranda:** [is VOLL im eimer] bei uns is eigentlich nur noch so, dass (-) MEISTENS beim ESSEN (-) die familie (-) gar nich am tisch zusammen [...]

Ganz anders hingegen ist das Selbstbild der Familie während der gemeinsamen Fernsehabe, bei denen Familienprogramm à la DSDS angeschaut und die Gemeinschaft zelebriert wird. Miranda, Frau Covos älteste Tochter, selbst resümiert bei einer Erzählung über die gemeinsamen „Frauenabende“, dass diese den von der Familie wenig verwirklichten gemeinsamen Mahlzeiten gleich kommen:

**Frau Covo:** [des isch dann] (-) i find des isch scho ganz arg nett und des sind so UNSERE momente oifach

**Miranda:** ja, also des is dann schon irgendwo au (-) so (-) UNSERS, des was WIR machen, des was (-) UNS gehört und da is schon irgendwie glaub ich so n stückchen weit des vom tisch auch (-) halt nur auf den sofa bezogen, dass halt alle zusammen (-) liegen (-) also da liegen dann immer (-) Leonie

**[Leonie:** ich lieg HIER] und mama und ich lieg (-) immer DA

Während die Erzählung zum Essen die individuellen Bedürfnisse und institutionellen Rahmungen herausstellt, welche das Familienleben belasten und Gemeinschaft eher verhindern als befördern, empfinden die Mutter und Töchter das gemeinsame Fernsehen an Samstagabenden als zusammenhaltförderndes Moment, in dem Familie hergestellt sowie emotional und körperlich gelebt wird.

Die soziale Praxis des doing family entfaltet ihre Tragweite unter anderem im Rahmen der *Integration von Familienmitgliedern* besonders, wenn diese nicht in einem Haushalt leben. Aufgrund

(beruflicher) Mobilität, Trennungen oder Scheidungen kommt es zu einer zunehmenden „Mehr-Örtigkeit“ von Familien. Medien, seit jeher Übermittler von Informationen und Emotionen, transferieren hier ein „Wir-Gefühl“, sodass Familie auch über räumliche Distanzen hinweg hergestellt werden kann. Neue Medien wie Handy, Skype, Chats und soziale Netzwerke managen den Alltag und verschaffen Planungs- und Organisationshilfe sowie eine Kommunikationsinfrastruktur (vgl. DJI online 2009). Insbesondere in Familien mit Migrationshintergrund kann das Internet als Brücke zwischen der in Deutschland und in einem anderen Land lebenden Verwandtschaft eine entscheidende Rolle spielen. Selten beschränken sich die Familienmitglieder auf die reine Akustik, sondern integrieren Webcams, um einander auch über visuelle Reize näher zu sein. Ein Aspekt, der in der weiteren Forschung besonders interessant zu werden scheint, ist die Bedeutung intergenerationaler Medienbildungsprozesse, die eng an Praktiken des doing family geknüpft sind. Wie folgendes Beispiel zeigt, erlernten die in der Türkei lebenden Eltern von Frau Güneş den Umgang mit Skype und Webcam in erster Linie, um mit den Kindern und Enkeln im Ausland in Kontakt zu bleiben. Herrn Güneş' Eltern hingegen, die bis vor kurzem ganz in Deutschland lebten und nun seit kurzem als Rentner zwischen Deutschland und der Türkei pendeln, können nicht mit diesen Medien umgehen. Es ist zu vermuten, dass sie nicht die gleiche Notwendigkeit verspüren, sich mit Neuen Medien zu befassen, um mittels Internet Familie herzustellen wie Frau Güneş' Eltern.

**Melek:** [...] und also zum beispiel jetzt in der türkei können se s meine oma und mein opa HIER also die wo hier wohnen und so, die sin also net so hier. also die können des net so die haben des net so gelernt aber meine mama ihre eltern (---) [schon].

**Frau Güneş:** [ja. mit] kontakte schön ja und kucken (-) ja.

**Melek:** des ham se auch extra gekauft halt mit denen im ausl- die wo im ausland sind (-) [zu kommunizieren].

**Herr Güneş:** [ja des isch eines der] vorteile eigentlich. mit dieses skype oder jetzt grad videounterhaltung. fortzuführen jetzt wie grad meine frau wenn sie die eltern jetzt nich sieht. die sind schon so weit da unten dass sie sich n eigenes (-) laptop gekauft ham mit webcam und sich dann auch dafür entschieden haben irgendwie es zu lernen. da kamen wahrscheinlich einige freunde und hams ihr dann gezeigt wie so was geht. und seitdem seit ungefähr nem jahr lang ja regelmäßig alle zwei wochen.

Eine weitere zentrale Praxis der Integration von Familienmitgliedern via Medien ist die *Familienfotografie*. Als Vorbereitung für das Promotionsprojekt wurde von der Autorin bereits eine qualitative Vorstudie durchgeführt. Die Ergebnisse sind in

Ausgabe 13/2010 der „Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik“ nachzulesen (vgl. Berger 2010b, S. 8) und lassen ein hohes Potenzial vermuten, das die fotografische Praxis für die familiäre Identitätsbildung, spricht für Prozesse des doing family, aufweist. Diese Einschätzung wird durch die ersten Analyseergebnisse des Datenmaterials gestützt. So schenkt beispielsweise die 12-jährige Lola Cullen ihrer Mutter als Überraschung zum Geburtstag ein Album mit Fotografien, die diese mit ihrem neuen Lebensgefährten Tobias zeigen. Die gesamte Praxis, die zur Entstehung des Albums geführt hat, weist dabei integrativen Charakter auf. Neben der Kooperation mit Tobias, der Lola Fotos des ersten gemeinsamen Paar-Urlaubs zur Verfügung stellt, kontaktiert diese auch seine Eltern, welche weitere Fotografien ihres Sohnes schicken. Das Erstellen des Albums gleicht einem rituellen Zusammenführen der beiden Familien. Obwohl Lola beschreibt, wie sie versuchte, Bilder der ganzen Familie zu verwenden, ist auffallend, dass Fotografien des (leiblichen) Vaters des Mädchens, von dem die Mutter seit einigen Jahren getrennt lebt, fehlen. Medien können folglich im Rahmen der Praktiken des doing family ebenfalls segregierende Funktionen verfolgen. Auch diesen Aspekt gilt es im Rahmen der Auswertung und weiteren Datengenerierung weiter zu verfolgen.

### Anmerkungen

- 1 Freundlicherweise wird die Studie 2011 von der Forschungsförderungsstelle der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg unterstützt, wodurch u. a. Transkriptionen durch eine wissenschaftliche Hilfskraft finanziert werden können.
- 2 Zum Konzept des doing family in Kapitel „Erste Ergebnisse“, S. 4ff.
- 3 Strauss und Corbin nennen sie die „theoretische Relevanz“ (vgl. Strauss/ Corbin 1996, S. 148).
- 4 Zur ursprünglichen Projektbeschreibung siehe Artikel in Ausgabe 13/2010: Berger 2010a.
- 5 Zum Begriff der Eigenproduktion vgl. bspw. Niesyto 2009b.
- 6 Zu Beginn wurden die Familien nach diesen Dimensionen im Rahmen des theoretischen Samplings ausgewählt. Zu „objektiven“ Faktoren sozialer Benachteiligung zählen beispielweise die Faktoren Arbeitslosigkeit, Bildungsbenachteiligung, Armut, Kinderreichtum, alleinerziehende Familienform, Krankheit etc.

### Literatur

Barthelmes, Jürgen/ Sander, Ekkehard (1997): Medien in Familie und Peer-group. Vom Nutzen der Medien für 13- und 14jährige. Medienerfahrungen von Jugendlichen. München: DJI Verlag.

Berger, Katrin (2010a): Mediensozialisation, Medienerziehung und Potenziale einer intergenerativ-produktiven Medienkompetenzbildung in sozialstrukturell benachteiligten Familien. In: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik 13/2010. Verfügbar über: [http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user\\_files/Online-Magazin/Ausgabe13/Forschung13.pdf](http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user_files/Online-Magazin/Ausgabe13/Forschung13.pdf)

Berger, Katrin (2010b): „Das sind wir!“ Zur Bedeutung fotografischer Praxis für Familien. Eine Studie am Beispiel der Familienfotografie. In: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik 13/2010. Verfügbar über: [http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user\\_files/Online-Magazin/Ausgabe13/Studierende13.pdf](http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user_files/Online-Magazin/Ausgabe13/Studierende13.pdf)

Berger, Peter A./ Neu, Claudia (2007): Sozialstruktur und soziale Ungleichheit. In: Joas, Hans (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt/ New York: Campus, S. 241-266.

Böhnisch, Lothar (1996): Pädagogische Soziologie. Eine Einführung. Weinheim/ München: Juventa Verlag.

Böhnisch, Lothar/ Lenz, Karl/ Schröer, Wolfgang (2009): Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Weinheim/ München: Juventa.

Breuer, Franz (2009): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag.

COMPUTER + UNTERRICHT (2010): Nr. 80. Spezial familie & medien.

Deutscher Bundestag (2009): Der 13. Kinder- und Jugendbericht. Bundestagsdrucksache Drucksache 16/12860. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/13-kinder-jugendbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (letzter Zugriff 15.05.2011)

DJI online (Hrsg.) (2009): Thema 2009/12. Doing Family – den Alltag von Familien ernst nehmen. Internet: <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=968&Jump1=LINKS&Jump2=15> (letzter Zugriff 05.05.2011).

Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (2008): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hrsg.) (2008): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, 6. Auflage, Reinbek: Rowohlt, S. 13-29.

Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Glaser, Barney G./ Strauss, Anselm L. (2008): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 2., korrigierte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber.

- Hildenbrand, Bruno/ Jahn, Walther (1988): „Gemeinsames Erzählen“ und Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in familiengeschichtlichen Gesprächen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 17, Heft 3, Juni 1988, S. 203-217.
- Hradil, Stefan (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hradil, Stefan (2005): Soziale Ungleichheit in Deutschland. 8. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Institut für Medien und Bildungstechnologie – Mediendidaktik (Hrsg.) (2009): Qualitative Sozialforschung. II: 2. Erzählung. Internet: <http://qsf.e-learning.imb-uni-augsburg.de/node/511> (Stand: 30.05.2011)
- Krotz, Friedrich (2005): Neue Theorien entwickeln. Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnografie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch, 4., vollständig überarbeitete Auflage, Weinheim, Basel: Beltz.
- Lange, Andreas (2010): Familie und Medien. Komplexe Einsichten aus der Forschung in einem oftmals kulturkritisch trivialisierten Zusammenhang. In: COMPUTER + UNTERRICHT. Nr. 80. Spezial familie & medien, S. 13-16.
- Lange, Andreas (2007): Das Kind in der Familie. Medienhandeln aus Sicht der Familienforschung. In: Theunert, Helga (Hrsg.): Medienkinder von Geburt an. Medienaneignung in den ersten sechs Lebensjahren. München: kopaed, S. 41-57.
- Niesyto, Horst (2009a): Digitale Medien, soziale Benachteiligung und soziale Distinktion. In: Medienpädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung. Internet: <http://www.medienpaed.com/17/niesyto0906.pdf> (letzter Zugriff: 02.03.2010)
- Niesyto, Horst (2009b): Visuelle Methoden in der medienpädagogischen Forschung. In: Mertens, Gerhard/ Frost, Ursula/ Böhm, Winfried/ Ladenthin, Volker (Hrsg.) (2009): Handbuch der Erziehungswissenschaft. Band III/2, bearbeitet von Norbert Meder, Cristina Allemann-Ghionda, Uwe Uhlendorff, Gerhard Mertens, Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh, S. 871-876.
- Niesyto, Horst/ Holzwarth, Peter/ Maurer, Björn (Hrsg.) (2007): Interkulturelle Kommunikation mit Foto und Video. Ergebnisse des EU-Projekts CHICAM „Children in Communication about Migration“. München: kopaed.
- merz (2010): Heft 4. 54. Jahrgang. Eltern im Abseits.
- Paus-Hasebrink, Ingrid/ Bichler, Michelle (2008): Mediensozialisationsforschung. Theoretische Fundierungen und Fallbeispiel sozial benachteiligter Kinder. Innsbruck: Studienverlag.
- Schoett, Silja (2009): Medienbiografie und Familie - Jugendliche erzählen. Theorie und Methode der medienbiografischen Fallrekonstruktion. Berlin/ Münster: Lit-Verlag.
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Wagner, Ulrike (Hrsg.) (2008): Medienhandeln in Hauptschulumilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource. München: kopaed.